



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Gott und Welt

Lietz, Hermann

Veckenstedt a. H., 1919

9. Die stille Welt der deutschen Klassiker.

urn:nbn:de:hbz:466:1-32803

9. Die stille Welt der deutschen Klassiker.

Ehrfurcht, Stolz, Freude erfüllt uns angesichts der Welt unserer großen Dichter, vor allem der eines Klopstock, Herder, Lessing, Goethe und Schiller. Solange unser deutsches Volk sich selbst treu bleibt, solange es noch lebendiges Gefühl für wahrhaft Großes und Schönes hat, darf und wird sie ihm nicht verloren gehen. Einsamer, nachdenklicher Stunden bedarf es allerdings, um uns das Beste von dieser erhabenen Welt zu eigen zu machen. Gern möchten wir viel von diesem herrlichen Nationalgut bringen. Aber wir müssen uns hier beschränken, und können anstatt der Fülle von Stimmen nur ein Wort unseres Goethe anführen als ein Beispiel für unzählige. Möchte es eine Mahnung sein, sich die Fülle des Schönsten zu verschaffen, was deutsche Kultur bieten kann, vor allem die Gedankenlyrik, die Abhandlungen, die dramatischen Meisterwerke unserer Besten. Werke wie Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit; Lessings Abhandlungen, Schillers philosophische Schriften, Wallenstein, Braut von Messina, Goethes Gespräche mit Eckermann; Iphigenie, Tasso und Wilhelm Meister können gerade in unseren verworrenen und traurigen Tagen Klarheit und Trost bringen.

Aus Goethes Wilhelm Meisters Wanderjahren.

Die pädagogische Provinz.

Die Wallfahrenden hatten nach Vorschrift den Weg genommen und fanden glücklich die Grenze der Provinz, in der sie so manches Merkwürdige erfahren sollten.

Alle Kinder, sie mochten beschäftigt sein, wie sie wollten, ließen ihre Arbeit liegen und wendeten sich mit besondern, aber verschiedenen Gebärden gegen die Vorbeiretenden, und es war leicht zu folgern, daß es dem Vorgesetzten galt. Die jüngsten legten die Arme kreuzweis über die Brust und blickten fröhlich gen Himmel, die mittlern hielten die Arme auf den Rücken und schauten lächelnd zur Erde, die dritten standen strack und mutig; die Arme niedergesenkt, wendeten sie den Kopf nach der rechten Seite und

stellten sich in eine Reihe, anstatt daß jene vereinzelt blieben, wo man sie traf

„Da ihr uns euren Sohn vertraut, sind wir schuldig, euch tiefer in unser Verfahren hineinblicken zu lassen. Ihr habt manches Außerliche gesehen, welches nicht sogleich sein Verständnis mit sich führt; was davon wünscht ihr vor allem aufgeschlossen?“

„Anständige, doch seltsame Gebärden-Grüße hab' ich bemerkt, deren Bedeutung ich zu erfahren wünschte; bei euch bezieht sich gewiß das Äußere aufs Innere, und umgekehrt; laßt mich diesen Bezug erfahren.“

„Wohlgeborne, gesunde Kinder,“ versetzten jene, „bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hätte; dieses zu entwickeln, ist unsere Pflicht, öfters entwickelt sich's besser von selbst. Aber eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei. Könnt Ihr es selbst finden, so sprecht es aus.“ Wilhelm bedachte sich eine kurze Zeit und schüttelte sodann den Kopf.

Jene, nach einem anständigen Zaudern, riefen: „Ehrfurcht!“ Wilhelm stuzte. „Ehrfurcht!“ hieß es wiederholt. „Allen fehlt sie, vielleicht Euch selbst.“

Dreierlei Gebärde habt ihr gesehen, und wir überliefern eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft und Wirkung erreicht. Das erste ist: Ehrfurcht vor dem, was über uns ist. Jene Gebärde, die Arme kreuzweis über die Brust, einen freudigen Blick gen Himmel; das ist, was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugnis von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben sei, der sich in Eltern, Lehrern, Vorgesetzten abbildet und offenbart. Das zweite: Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. Die auf den Rücken gefalteten, gleichsam gebundenen Hände, der gesenkte, lächelnde Blick sagen, daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; sie gibt Gelegenheit zur Nahrung; sie gewährt unsägliche Freuden; aber unverhältnismäßige Leiden bringt sie. Wenn einer sich körperlich beschädigte, verschuldend oder unschuldig, wenn ihn andere vorsätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdische Willenlose ihm ein Leid zufügte, das bedenk er-

wohl: denn solche Gefahr begleitet ihn sein Leben lang. Aber aus dieser Stellung befreien wir unsern Zögling baldmöglichst, sogleich wenn wir überzeugt sind, daß die Lehre dieses Grads genugsam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn sich ermannen, gegen Kameraden gewendet nach ihnen sich richten. Nun steht er strack und kühn, nicht etwa selbstisch vereinzelt; nur in Verbindung mit seinesgleichen macht er Fronte gegen die Welt. Weiter wüßten wir nichts hinzuzufügen.“

„Keine Religion, die sich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bei der Ehrfurcht, die der Mensch in sich walten läßt, kann er, indem er Ehre gibt, seine Ehre behalten, er ist nicht mit sich selbst veruneint wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, beruht, nennen wir die ethnische; es ist die Religion der Völker und die erste glückliche Ablösung von einer niedern Furcht; alle sogenannten heidnischen Religionen sind von dieser Art, sie mögen übrigens Namen haben, wie sie wollen. Die zweite Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben, was uns gleich ist, nennen wir die philosophische: denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab-, alles Niedere zu sich heraufziehen, und nur in diesem Mittelstand verdient er den Namen des Weisen. Indem er nun das Verhältnis zu seinesgleichen und also zur ganzen Menschheit, das Verhältnis zu allen übrigen irdischen Umgebungen, notwendigen und zufälligen, durchschaut, lebt er im kosmischen Sinne allein in der Wahrheit. Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart; es ist ein letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen! Hievon finden sich freilich Spuren durch alle Zeiten; aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die

Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag.“

„Zu welcher von diesen Religionen bekennst ihr euch denn insbesondere?“ sagte Wilhelm. — „Zu allen dreien,“ erwiderten jene; „denn sie zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden.“

„Ein solches Bekenntnis, auf diese Weise entwickelt, befremdet mich nicht,“ versetzte Wilhelm, „es kommt mit allem überein, was man im Leben hie und da vernimmt, nur daß euch dasjenige vereinigt, was andere trennt.“ — Hierauf versetzten jene: „Schon wird dieses Bekenntnis von einem großen Teil der Welt ausgesprochen, doch unbewußt.“

„Wie denn und wo?“ fragte Wilhelm. — „Im Credo!“ riefen jene laut. „Denn der erste Artikel ist ethnisch und gehört allen Völkern; der zweite christlich, für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zulezt lehrt eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, welches heißt: der im höchsten Grad Guten und Weisen. Sollten daher die drei göttlichen Personen, unter deren Gleichnis und Namen solche Überzeugungen und Verheißungen ausgesprochen sind, nicht billigermaßen für die höchste Einheit gelten?“

„Im Leben erscheint er als ein wahrer Philosoph — stoßet euch nicht an diesen Ausdruck — als ein Weiser im höchsten Sinne. Er steht auf seinem Punkte fest: er wandelt seine Straße unverrückt, und indem er das Niedere zu sich heraufzieht, indem er die Unwissenden, die Armen, die Kranken seiner Weisheit, seines Reichthums, seiner Kraft theilhaftig werden läßt und sich deshalb ihnen gleichzustellen scheint, so verleugnet er nicht von der andern Seite seinen

göttlichen Ursprung; er wagt, sich Gott gleich zu stellen, ja sich für Gott zu erklären. Auf diese Weise setzt er von Jugend auf seine Umgebung in Erstaunen, gewinnt einen Teil derselben für sich, regt den andern gegen sich auf und zeigt allen, denen es um eine gewisse Höhe im Lehren und Leben zu tun ist, was sie von der Welt zu erwarten haben. Und so ist sein Wandel für den Teil der Menschheit noch belehrender und fruchtbarer als sein Tod: denn zu jenen Prüfungen ist jeder, zu diesem sind nur wenige berufen; und damit wir alles übergehen, was aus dieser Betrachtung folgt, so betrachtet die rührende Szene des Abendmahls. Hier läßt der Weise, wie immer, die Seinigen ganz eigentlich verwaist zurück, und indem er für die Guten besorgt ist, füttert er zugleich mit ihnen einen Verräter, der ihn und die Bessern zugrunde richten wird. . . .

Jene letzte Religion, die aus der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, entspringt, jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerten geben wir einem jeden nur ausstattungsweise in die Welt mit, damit er wisse, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein solches Bedürfnis sich in ihm regen sollte. . . .

„Erlaubt mir eine Frage,“ versetzte Wilhelm. „Habt ihr denn auch, so wie ihr das Leben dieses göttlichen Mannes als Lehr- und Musterbild aufstellt, sein Leiden, seinen Tod gleichfalls als ein Vorbild erhabener Duldung herausgehoben?“ — „Auf alle Fälle,“ sagte der Älteste. „Hieraus machen wir kein Geheimnis; aber wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dies Schauspiel aufdrang, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmactt erscheint. . . .“

Deutsche Propheten und Erneuerer im 19. Jahrhundert.

Schleiermacher. — J. G. Fichte. — P. de Lagarde.

Traurig ist es um Volk und Zeitalter bestellt, denen Propheten und Erneuerer fehlen. Wir Deutschen hatten in entscheidenden Zeiten zwar mehrmals keine großen politischen Führer; doch an denen zur Frömmigkeit und Lebensweisheit haben wir auch nach Luther zumeist keinen Mangel gehabt. Entstand doch vom Ende des 17. Jahrhunderts an eine, man darf sagen, klassische deutsche Philosophie durch Männer wie Leibniz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer. Folgten den traurigen Zeiten Lutherscher Orthodoxie doch die religiösen Befreiungs- und Erneuerungsversuche des Pietismus, der Aufklärung, der „Romantik“, der modernen Theologie. Ein Ph. Spener und Zinzendorf; ein J. H. Pestalozzi, G. E. Lessing und Schiller; ein Schleiermacher und Goethe; ein Chr. F. Baur und für nicht wenige auch Albrecht Ritschl, K. Jatho, G. Traub u. a. wären hier als Führer zu nennen. Und daß auch deutsche Propheten im vergangenen Jahrhundert nicht fehlten, beweisen Männer wie E. M. Arndt, J. G. Fichte, P. de Lagarde.

Diese Tatsachen sind um so bedeutsamer, da die Entwicklung wenigstens der letzten vier Geschlechter dem religiösen Leben ungünstig war. Wurde doch in ihnen die Jagd nach dem äußeren Glück immer allgemeiner, das Gelüste nach Weltherrschaft immer leidenschaftlicher, der Lärm der „lauten“ Welt immer betäubender. Denken, Fühlen, Wollen, die ganze Kraft des Einzelnen wie der Massen wurden immer mehr von Sorgen, Mühen, Kämpfen, Genüssen der Außenwelt in Anspruch genommen. Für die Welt des Frommen schienen Platz und Stille nicht mehr vorhanden zu sein.

Dazu kommt ein Zweites. Niemals wohl war der Glaube so heftigen Anfeindungen ausgesetzt als im vergangenen Jahrhundert. Hatten sich ehemals die Religionen unter einander bekämpft; hatten sich in ihnen Staat und Kirche, offizielles Kirchentum und „Sekte“ befehdet, so tobte jetzt heftiger denn je der Kampf zwischen Glauben und Wissen. Veraltete, zeitlich bedingte äußere Formen religiösen Lebens

wurden dabei nur zu oft mit diesem selbst verwechselt. Indem man die Glaubenslehre, das Dogma, widerlegte, die Sinnlosigkeit des Kultus, die Herrschsucht und Selbstsucht des Priestertums nachwies, glaubte man vielfach die Religion selbst widerlegt und beseitigt zu haben. War die Aufklärung bei der notwendigen Arbeit einer Prüfung und Sichtung der kirchlichen Überlieferung bestrebt gewesen, einen Kern nach beseitigter Schale festzuhalten, so fehlte dem oberflächlichen Materialismus jedes Verständnis für die Innenwelt des Frommen.

Die Gefahr wuchs durch die Flut der stark anschwellenden Sozialdemokratie, die alles Widerstrebende in die Tiefe zu reißen drohte. Mit der herrschenden Staatsform schien die Kirche unlösbar verbunden zu sein. Ein Teil suchte Schirm und Schutz beim andern. Gegen beide richtete sich der Wogenprall der sozialistischen Revolution.

Doch durch keine Gewalt auf Erden kann echte Frömmigkeit vernichtet werden. Die Boten der „stillen Welt“ sind zwar im allgemeinen jedem Kampf sehr abgeneigt außer dem gegen sich selbst; lieber folgen sie dem Worte Jesus': „Nicht dem Bösen widerstreben“, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Doch hat es auch unter ihnen solche gegeben, die den Fehdehandschuh aufnahmen und auf dem Kampfplatz ausharrten, weil sie es für ihre Pflicht hielten, die Irregeleiteten und mit ihnen das Vaterland zu schirmen, wie es ehemals Propheten und Weise in Iran, Israel, Griechenland getan hatten.

Drei solcher Vorkämpfer für deutsche Frömmigkeit wollen wir hier aus ihren Reden kennen lernen: Schleiermacher, Fichte, Lagarde.

Was ist für diesen deutschen Glauben aus dem Zeitalter der Freiheitskriege, der Romantik, sowohl wie aus dem des neuen Kaiserreichs, zur Zeit des Realismus und Naturalismus wesenskennzeichnend? Ich möchte sagen, vor allem der ernste Wille, Gott zu verehren und zu dienen im Dienst an der Nation wie am Einzelnen; im Beruf wie in der lebendigen Anteilnahme an allem, was schön und wertvoll ist in Natur und Kultur. Von der Möncherei der Vergangenheit,

die noch im Pietismus nachwirkte, ist hier nichts mehr zu spüren. Aber ebensowenig von falschem Weltdienst.

Als Kämpfer sind alle drei und manche Bedeutende mit ihnen bemüht, die Welt des Frommen gewissermaßen nach außen abzugrenzen, sie in ihrer Eigenart als unangreifbares Heiligtum zu schützen. Diesen Weg hatte ja bereits Kant, der größte geistige Führer der Deutschen in den letzten Jahrhunderten, vorgezeichnet. Als Heiligtum der stillen Welt ist auch von den Jüngeren nach Kant die Tiefe menschlichen Gemüts- und Seelenlebens, das Leben des Frommen in Gott, erkannt worden. In Wort und Tat zeigen sie, was echte Frömmigkeit ist. Das war für sie und bleibt für alle Zeit die einzig wirksame Verteidigung und Verkündigung des Glaubens. Die in Worten ist besonders schwierig, weil der Stille Scheu empfindet, sein Heiligstes der Menge preiszugeben. Dazu kommt die zweite Not, daß die „Wächter Zions“, die Inhaber des offiziellen Kirchentums, sowohl wie die Wächter der Materie gleicherweise über den Kampfungewohnten und -Abgeneigten herfallen. Doch was kommt darauf an, daß der Kämpfer sein Herzblut vergießt? Muß er doch seine Pflicht erfüllen.

Das dritte, was diese Vorkämpfer kennzeichnet, ist das tapfere Bemühen: den Unterschied zwischen Religion und Kirche, zwischen Glauben im echten Sinne des Wortes und Dogma zu zeigen; und anstelle der Knechtschaft des Buchstabens und der Priester die Freiheit der Kinder Gottes zu bringen. Wegbereiter für die notwendige Reformation sind sie. Männer wie Traub wandern auf ihren Wegen.

Alle drei sind deutsche Gelehrte, Philosophen und Theologen. Jeder von ihnen ragt auf dem Gebiete seiner Forschung hervor. Alle drei sind lautere Charaktere, durch Vaterlands-, Menschenliebe, Ernst ausgezeichnet. Allen dreien hat es nicht an Feinden gefehlt, aber auch nicht an begeisterten Jüngern. Möchten letztere ihnen auch in unserem Zeitalter wieder erstehen! Möchten die Leser der wenigen Sätze, die wir hier von jenen Großen anführen können, sich in ihre Gesamtwerke vertiefen. Das würde nicht nur Freude und Gewinn für sie, sondern zugleich für unser Volk bedeuten. Wer auf diese Weise in die Welt deutschen Idealismus hineingekommen ist, wird dann auch zu Kant greifen.

Daniel Ernst Schleiermacher (1768—1834).

Aus den Reden „Über die Religion, an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ (1799).

„Deutschland ist immer noch da, und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt und zu seinem Beruf wird es sich wieder einstellen mit nicht geahndeter Gewalt, würdig seiner alten Heroen und seiner vielgepriesenen Stammeskraft; denn es war vorzüglich bestimmt, diese Erscheinung zu entwickeln, und es wird mit Riesenkraft wieder aufstehn, um sie zu behaupten.“

1. Vom höheren Priestertum. (Aus der 1. Rede.)

... Noch weit mehr bedürfen die bloß Irdischen und Sinnlichen solcher Mittler, durch welche sie begreifen lernen, was ihrem eigenen Tun und Treiben fremd ist von dem höheren Wesen der Menschheit. Eines solchen nämlich bedürfen sie, der ihrem niederen tierischen Genuß einen andern gegenüberstelle, dessen Gegenstand nicht dieses und jenes ist, sondern das Eine in Allem und Alles in Einem, und der keine anderen Grenzen kennt als die Welt, welche der Geist zu umfassen gelernt hat; eines solchen, der ihrer ängstlichen ratlosen Selbstliebe eine andere zeigt, durch die der Mensch in und mit dem irdischen Leben das höchste und ewige liebt, und ihrem unstillen und leidenschaftlichen Ansehreißen einen ruhigen und sichern Besitz. Erkennet hieraus mit mir, welche unschätzbare Gabe die Erscheinung eines solchen sein muß, in welchem das höhere Gefühl zu einer Begeisterung gesteigert ist, die sich nicht mehr verschweigen kann, bei welchem fast die einzelnen Pulsschläge des geistigen Lebens sich zu Bild und Wort mitteilbar gestalten, und welcher fast unfreiwillig — denn er weiß wenig davon, ob jemand zugegen ist oder nicht — was in ihm vorgeht auch für andre als Meister irgend einer göttlichen Kunst darstellen muß. Ein solcher ist ein wahrer Priester des Höchsten, indem er es denjenigen näher bringt, die nur das Endliche und Geringe zu fassen gewohnt sind; er stellt ihnen das Himmlische und Ewige dar als einen Gegenstand des Genusses und der Vereinigung, als die einzige unerschöpfliche Quelle desjenigen, worauf ihr ganzes Trachten gerichtet ist. So strebt er den schlafenden Keim der

besseren Menschheit zu wecken, die Liebe zum Höheren zu entzünden, das gemeine Leben in ein edleres zu verwandeln, die Kinder der Erde auszuföhnen mit dem Himmel, der ihnen gehört, und das Gegengewicht zu halten gegen des Zeitalters schwerfällige Anhänglichkeit an den gröberen Stoff. Dies ist das höhere Priestertum, welches das Innere aller geistigen Geheimnisse verkündigt, und aus dem Reiche Gottes herabspricht.

2. Was ist Religion? (Aus der 2. Rede.)

Wahre und falsche Religion.

Ja, wer nicht eigene Wunder sieht auf seinem Standpunkt zur Betrachtung der Welt, in wessen Innerm nicht eigene Offenbarungen aufsteigen, wenn seine Seele sich sehnt, die Schönheit der Welt einzusaugen und von ihrem Geiste durchdrungen zu werden; wer nicht in den bedeutendsten Augenblicken mit der lebendigsten Überzeugung fühlt, daß ein göttlicher Geist ihn treibt und daß er aus heiliger Eingebung redet und handelt; wer sich nicht wenigstens — denn noch Geringeres könnte in der That nur für gar nichts gehalten werden — seiner Gefühle als unmittelbarer Einwirkungen des Weltalls bewußt ist, dabei aber doch etwas Eigenes in ihnen kennt, was nicht nachgebildet sein kann, sondern ihren reinen Ursprung aus seinem Innersten verbürgt, der hat keine Religion. Aber in diesem Besitz sich zu wissen, das ist der wahre Glaube; glauben hingegen, was man gemeinhin so nennt, annehmen was ein anderer gesagt oder getan hat, nachdenken und nachfühlen wollen, was ein anderer gedacht und gefühlt hat, ist ein harter und unwürdiger Dienst, und statt das Höchste in der Religion zu sein, wie man wähnt, muß er gerade abgelegt werden von jedem, der in ihr Heiligtum dringen will. Einen solchen nachbetenden Glauben haben und behalten wollen, beweist, daß man der Religion unfähig ist; ihn von andern fordern, zeigt, daß man sie nicht versteht. Ihr wollt überall auf euren eignen Füßen stehen und euern eignen Weg gehen, und dieser würdige Wille schrecke euch nicht zurück von der Religion. Sie ist kein Sklavendienst und keine Gefangenschaft, am wenigsten für eure Vernunft, sondern auch hier sollt ihr euch selbst angehören, ja dies ist sogar eine unerläßliche Bedingung um ihrer teil-

haftig zu werden. Jeder Mensch, wenige Auserwählte ausgenommen, bedarf allerdings eines leitenden und aufregenden Anführers, der seinen Sinn für Religion aus dem ersten Schlummer wecke und ihm seine erste Richtung gebe; aber dies gebt ihr ja zu für alle andern Kräfte und Verrichtungen der menschlichen Seele, warum nicht auch für diese? Und, zu eurer Beruhigung sei es gesagt, wenn irgendwo, so vorzüglich hier soll diese Vormundschaft nur ein vorübergehender Zustand sein; mit eignen Augen soll dann jeder sehen und selbst einen Beitrag zu Tage fördern zu den Schätzen der Religion, sonst verdient er keinen Platz in ihrem Reich, und erhält auch keinen. Ihr habt Recht, die dürftigen Nachbeter gering zu achten, die ihre Religion ganz von einem andern ableiten, oder an einer toten Schrift hängen, auf diese schwören und aus ihr beweisen. Jede heilige Schrift ist an sich ein herrliches Erzeugnis, ein redendes Denkmal aus der heroischen Zeit der Religion; aber durch knechtische Verehrung wird sie nur ein Mausoleum, ein Denkmal, daß ein großer Geist da war, der nicht mehr da ist; denn wenn er noch lebte und wirkte, so würde er mehr mit Liebe und mit dem Gefühl der Gleichheit auf sein früheres Werk sehen, welches doch immer nur ein schwacher Abdruck von ihm sein kann. Nicht jeder hat Religion, der an eine heilige Schrift glaubt, sondern nur der, welcher sie lebendig und unmittelbar versteht, und ihrer daher für sich allein auch am leichtesten entbehren könnte.

Das Ewige suchen und finden in allem was lebt und sich regt, in allem Werden und Wechsel, in allem Tun und Leiden, und das Leben selbst im unmittelbaren Gefühl nur haben und kennen als dieses Sein, das ist Religion. Ihre Befriedigung ist, wo sie dieses findet; wo sich dies verbirgt, da ist für sie Hemmung und Ängstigung, Not und Tod. Und so ist sie freilich ein Leben in der unendlichen Natur des Ganzen, im Einen und Allen, in Gott, habend und besitzend alles in Gott und Gott in allem. . . .

Das Universum ist in einer ununterbrochenen Tätigkeit und offenbart sich uns jeden Augenblick. Jede Form, die es hervorbringt, jedes Wesen, dem es nach der Fülle des Lebens ein abgesondertes Dasein gibt, jede Begebenheit, die es aus seinem reichen, immer fruchtbaren Schoße ausschüttet, ist ein Handeln desselben auf uns; und in diesen Einwirkungen

und in dem, was dadurch in uns wird, alles einzelne nicht für sich, sondern als einen Teil des Ganzen, alles Beschränkte nicht in seinem Gegensatz gegen anderes, sondern als eine Darstellung des Unendlichen in unser Leben aufnehmen und uns davon bewegen lassen, das ist Religion. . . . Ja, um alles hierher Gehörige in eins zusammenzufassen, so ist es allerdings das Ein und Alles der Religion, alles im Gefühl uns Bewegende in seiner höchsten Einheit als eins und dasselbe zu fühlen und alles Einzelne und Besondere nur hierdurch vermittelt, also unser Sein und Leben als ein Sein und Leben in und durch Gott. . . .

Das neue Rom, das gottlose aber konsequente, schleudert Bannstrahlen und stößt Ketzer aus; das alte, wahrhaft fromm und religiös im hohen Stil, war gastfrei gegen jeden Gott, und so wurde es der Götter voll. Die Anhänger des toten Buchstabens, den die Religion auswirft, haben die Welt mit Geschrei und Getümmel erfüllt, die wahren Beschauer des Ewigen waren immer ruhige Seelen, entweder allein mit sich und dem Unendlichen, oder wenn sie sich umsahen, jedem, der das große Wort nur verstand, seine eigne Art gern vergönnd. . . .

Darum wie nichts aus Religion, so soll alles mit Religion der Mensch handeln und verrichten, ununterbrochen sollen wie eine heilige Musik die religiösen Gefühle sein tätiges Leben begleiten, und er soll nie und nirgends erfunden werden ohne sie. . . . Nur böse Geister, nicht gute, besitzen den Menschen und treiben ihn, und die Legion von Engeln, womit der himmlische Vater seinen Sohn ausgestattet hatte, übten keine Gewalt über ihn aus, sie halfen ihm auch nicht in seinem einzelnen Tun und Lassen, und sollten es auch nicht, aber sie flößten Heiterkeit und Ruhe in die von Tun und Denken erschöpfte Seele; bisweilen wohl verlor er die vertrauten Geister aus den Augen, in Augenblicken, wo seine ganze Kraft zum Handeln aufgeregert war, aber dann umschwebten sie ihn wieder in fröhlichem Gedränge und dienten ihm. . . .

Den Weltgeist zu lieben und freudig seinem Wirken zuzuschauen, das ist das Ziel aller Religion, und Furcht ist nicht in der Liebe. . . .

Umsonst ist alles für denjenigen da, der sich selbst allein stellt; denn um des Weltgeistes Leben in sich aufzunehmen und um Religion zu haben, muß der Mensch erst die Menschheit gefunden haben, und er findet sie nur in Liebe und durch Liebe. Darum sind beide so innig und unzertrennlich verknüpft; Sehnsucht nach Liebe, immer erfüllte und immer wieder sich erneuernde, wird ihm zugleich Religion. Den umfängt jeder am heißesten, in dem die Welt sich am klarsten und reinsten ihm abspiegelt; den liebt jeder am zärtlichsten, in dem er alles zusammengedrängt zu finden glaubt, was ihm selbst fehlt, um die Menschheit auszumachen, sowie auch die frommen Gefühle jedem die heiligsten sind, welche das Sein im Ganzen der Menschheit, sei es als Seligkeit oder als Bedürfnis, ihm ausdrücken.

Der bestimmte Beruf eines Menschen ist nur gleichsam die Melodie seines Lebens, und es bleibt bei einer einfachen, dürftigen Reihe von Tönen, wenn nicht die Religion jene in unendlich reicher Abwechslung begleitet mit allen Tönen, die ihr nur nicht ganz widerstreben, und so den einfachen Gesang zu einer vollstimmigen und prächtigen Harmonie erhebt.

. . . Wer gelernt hat mehr sein als er selbst, der weiß, daß er wenig verliert, wenn er sich selbst verliert; nur wer so sich selbst verleugnend mit dem ganzen Weltall, so viel er davon erreichen kann, zusammengeflossen, und in wessen Seele eine größere und heiligere Sehnsucht entstanden ist, nur der hat ein Recht dazu, und nur mit dem auch läßt sich wirklich weiter reden über die Hoffnungen, die uns der Tod gibt, und über die Unendlichkeit, zu der wir uns durch ihn empor-schwingen.

3. Christus. (Aus der 5. Rede.)

. . . Wenn ich das heilige Bild dessen betrachte in den verstümmelten Schilderungen seines Lebens, der der erhabene Urheber des Herrlichsten ist, was es bis jetzt gibt in der Religion: so bewundere ich nicht die Reinigkeit einer Sittenlehre, die doch nur ausgesprochen hat, was alle Menschen, die zum Bewußtsein ihrer geistigen Natur gekommen sind, mit ihm gemein haben, und dem weder das Aussprechen, noch das Zuerst einen größeren Wert geben kann; ich bewundere nicht

die Eigentümlichkeit seines Charakters, die innige Vermählung hoher Kraft mit rührender Sanftmut, da jedes erhabene einfache Gemüt in einer besonderen Situation einen großen Charakter in bestimmten Zügen darstellen muß; das alles sind nur menschliche Dinge; aber das wahrhaft Göttliche ist die herrliche Klarheit, zu welcher die große Idee, welche darzustellen er gekommen war, sich in seiner Seele ausbildete: die Idee, daß alles Endliche einer höheren Vermittlung bedarf, um mit der Gottheit zusammenzuhängen, und daß für den von dem Endlichen und Besonderen ergriffenen Menschen, dem sich nur gar zu leicht das Göttliche selbst in dieser Form darstellt, nur Heil zu finden ist in der Erlösung. Vergebliche Berwegenheit ist es, den Schleier hinwegnehmen zu wollen, der die Entstehung dieser Idee in ihm verhüllt und verhüllen soll, weil aller Anfang auch in der Religion geheimnisvoll ist. . .

. . . Nie hat er behauptet, der einzige Mittler zu sein, der Einzige, in welchem seine Idee sich verwirklicht; sondern alle, die ihm anhängen und seine Kirche bildeten, sollten es mit ihm und durch ihn sein. Und nie hat er seine Schule verwechselt mit seiner Religion, als sollte man um seiner Person willen seine Idee annehmen, sondern nur um dieser willen auch jene; ja er mochte es dulden, daß man seine Mittlerwürde dahingestellt sein ließ, wenn nur der Geist, das Prinzip, woraus sich seine Religion in ihm und anderen entwickelte, nicht gelästert ward; und auch von seinen Jüngern war diese Verwechslung fern. Schüler des Täufers, der doch in das Wesen des Christentums nur sehr unvollkommen eingeweiht war, wurden von den Aposteln ohne weiteres als Christen angesehen und behandelt, und sie nahmen sie unter die wirklichen Mitglieder der Gemeinde auf. Und noch jetzt sollte es so sein; wer von demselben Hauptpunkt mit seiner Religion ausgeht, ist ein Christ ohne Rücksicht auf die Schule, er mag seine Religion historisch aus sich selbst oder von irgend einem andern ableiten; denn das wird sich von selbst ergeben, daß, wenn ihm dann Christus mit seiner ganzen Wirksamkeit gezeigt wird, er ihn auch anerkennen muß als den, der aller Vermittlung Mittelpunkt geschichtlich geworden ist: der wahrhaft Erlösung und Versöhnung gestiftet hat. — Nie hat auch Christus die religiösen Ansichten und Gefühle, die er selbst

mittheilen konnte, für den ganzen Umfang der Religion ausgegeben, welche von seinem Grundgefühl ausgehen sollte; er hat immer auf die lebendige Wahrheit gewiesen, die nach ihm kommen würde, wengleich nur von dem Seinigen nehmend. So auch seine Schüler. Nie haben sie dem heiligen Geiste Grenzen gesetzt, seine unbeschränkte Freiheit und die durchgängige Einheit seiner Offenbarungen ist überall von ihnen anerkannt worden. . . .

. . . Vielfache Gestalten der Religion sind möglich ineinander und nebeneinander; und wenn es notwendig ist, daß jede zu irgend einer Zeit wirklich werde, so wäre wenigstens zu wünschen, daß viele zu jeder Zeit könnten gehandelt werden. . . .

4. Die Bibel. (Aus der 5. Rede.)

. . . Die heiligen Schriften sind Bibel geworden aus eigener Kraft: aber sie verbieten keinem andern Buche auch Bibel zu sein oder zu werden, und was mit gleicher Kraft geschrieben wäre, würden sie sich gern beigefellen lassen; vielmehr soll sich alles, was als Ausspruch der gesamten Kirche und also des göttlichen Geistes auch später erscheint, getrost an sie anschließen, wenn auch ihnen als den Erstlingen des Geistes eine besondere Heiligkeit und Würde unaustilgbar beiwohnt. . . .

Johann Gottlieb Fichte.

Aus der „Anweisung zum seligen Leben“.

Ein guter Mensch, wenn er nur konsequent ist,
ist stärker als hundert schlechte.

1. Wahrhaftiges Leben und Scheinleben.

Jener geliebte Gegenstand des wahrhaftigen Lebens ist dasjenige, was wir mit der Benennung Gott meinen, oder wenigstens meinen sollten; der Gegenstand der Liebe des nur scheinbaren Lebens, das Veränderliche, ist dasjenige, was uns als Welt erscheint, und was wir also nennen. Das wahrhaftige Leben lebet also in Gott und liebet Gott; das nur scheinbare Leben lebet in der Welt und versucht es, die Welt zu lieben. Von welcher besondern Seite nun eben es die Welt erfasse, darauf kommt nichts an; das, was die gemeine

Ansicht moralisches Verderben, Sünde und Laster heißt,, mag wohl für die menschliche Gesellschaft schädlicher sein und verderblicher als manches andere, was diese gemeine Ansicht gelten läßt und wohl sogar löblich findet: vor dem Blicke der Wahrheit aber ist alles Leben, welches seine Liebe auf das Zufällige richtet und in irgendeinem andern Gegenstande seinen Genuß sucht außer in dem Ewigen und Unvergänglichen, lediglich darum und dadurch, daß es seinen Genuß in einem anderen Gegenstande sucht, auf die gleiche Weise nichtig, elend und unselig.

Das wahrhaftige Leben lebet in dem Unveränderlichen; es ist daher weder eines Abbruches noch eines Zuwachses fähig, ebensowenig, als das Unveränderliche selber, in welchem es lebet, eines solchen Abbruches oder Zuwachses fähig ist. Es ist in jedem Augenblicke ganz — das höchste Leben, welches überhaupt möglich ist, — und bleibt notwendig in aller Ewigkeit, was es in jedem Augenblicke ist. Das Scheinleben lebet nur in dem Veränderlichen und bleibet darum in keinen zwei sich folgenden Augenblicken sich selber gleich; jeder künftige Moment verschlinget und verzehret den vorhergegangenen; und so wird das Scheinleben zu einem ununterbrochenen Sterben, und lebt nur sterbend und im Sterben.

Das wahrhaftige Leben ist durch sich selber selig, haben wir gesagt, das Scheinleben ist notwendig elend und unselig. — Die Möglichkeit alles — Genusses, Freude, Seligkeit, oder mit welchem Worte Sie das allgemeine Bewußtsein des Wohlseins fassen wollen, — gründet sich auf Liebe, Streben, Trieb. Vereint mit dem Geliebten und innigst mit ihm verschmolzen, ist Seligkeit: getrennt von ihm sein und ausgestoßen, indes man es doch nie lassen kann, sich sehrend nach ihm hinzuwenden, ist Unseligkeit. . . . Die Sehnsucht nach dem Ewigen, dieser Trieb, mit dem Unvergänglichen vereint zu werden und zu verschmelzen, ist die innigste Wurzel alles endlichen Daseins und ist in keinem Zweige dieses Daseins ganz auszutilgen, falls nicht dieser Zweig versinken soll in völliges Nichtsein. Über dieser Sehnsucht nun, worauf alles endliche Dasein ruht, und von ihr aus kommt es entweder zum wahrhaftigen Leben oder es kommt nicht dazu. Wo es zum Leben kommt und dasselbe durchbricht, wird jene geheime Sehnsucht gedeutet und verstanden als Liebe zu dem

EWIGEN: der Mensch erfährt, was er eigentlich wolle, liebe und bedürfe. Dieses Bedürfnis ist nun immer und unter jeder Bedingung zu befriedigen: unaufhörlich umgibt uns das Ewige und bietet sich uns dar, und wir haben nichts weiter zu tun, als dasselbe zu ergreifen. Einmal aber ergriffen, kann es nie wieder verloren werden. Der wahrhaftig Lebende hat es ergriffen und besitzt es nun immerfort, in jedem Momente seines Daseins ganz und ungeteilt, in aller seiner Fülle, und ist darum selig in der Vereinigung mit dem Geliebten, unerschütterlich fest überzeugt, daß er es in alle Ewigkeit also genießen werde, — und dadurch gesichert gegen allen Zweifel, Besorgnis oder Furcht. . . .

Vielleicht auch leisten sie Verzicht auf Befriedigung nur Seligkeit jenseits d. Grabes. für dieses irdische Leben; lassen sich aber dagegen eine gewisse, durch Traditionen auf uns gekommene Anweisung auf eine Seligkeit jenseit des Grabes gefallen. In welcher bejammernswerten Täuschung befinden sie sich! Ganz gewiß zwar liegt die Seligkeit auch jenseit des Grabens für denjenigen, für welchen sie schon diesseits desselben begonnen hat, und in keiner andern Weise und Art, als sie diesseit in jedem Augenblicke beginnen kann; durch das bloße Sichbegrabenlassen aber kommt man nicht in die Seligkeit; und sie werden im künftigen Leben, und in der unendlichen Reihe aller künftigen Leben, die Seligkeit ebenso vergebens suchen, als sie dieselbe in dem gegenwärtigen Leben vergebens gesucht haben, wenn sie dieselbe in etwas anderem suchen, als in dem, was sie schon hier so nahe umgibt, daß es denselben in der ganzen Unendlichkeit nie näher gebracht werden kann, in dem Ewigen. — Und so irret denn der arme Abkömmling der Ewigkeit, verstoßen aus seiner väterlichen Wohnung, immer umgeben von seinem himmlischen Erbtheile, nach welchem seine schüchterne Hand zu greifen bloß sich fürchtet, unstät und flüchtig in der Wüste umher, allenthalben bemüht sich anzubauen, zum Glück durch den baldigen Einsturz jeder seiner Hütten erinnert, daß er nirgends Ruhe finden wird, als in seines Vaters Hause. . . .

Es hilft nichts, daß man diese Glückseligkeit recht weit aus den Augen bringe und sie in eine andere Welt jenseit des Grabes verlege, wo man mit leichter Mühe die Begriffe

verwirren zu können glaubt. Was ihr über diesen euren Himmel auch — sagen oder vielmehr verschweigen mögt, damit eure wahre Meinung nicht an den Tag komme, so beweiset doch schon der einzige Umstand, daß ihr ihn von der Zeit abhängig macht und ihn in eine andere Welt verlegt, unwidersprechlich, daß er ein Himmel des sinnlichen Genusses ist. Hier ist der Himmel nicht, sagt ihr: jenseit aber wird er sein. Ich bitte euch: was ist denn dasjenige, das jenseit anders sein kann als es hier ist? . . .

. . . Suchtet ihr die Seligkeit da, wo sie allein zu finden ist, rein in Gott und darin, daß er heraustrete, keineswegs aber in der zufälligen Gestalt, in der er heraustrete; so braucht ihr euch nicht auf ein anderes Leben zu verweisen: denn Gott ist schon heute, wie er sein wird, in alle Ewigkeit. Ich versichere euch, und gedenket dabei einst meiner, wenn es geschieht, — so ihr im zweiten Leben, zu dem ihr allerdings gelangen werdet, euer Glück wiederum von den Umgebungen abhängig machen werdet, werdet ihr euch ebenso schlecht befinden wie hier; und werdet euch sodann eines dritten Lebens trösten, und im dritten eines vierten, und so ins Unendliche. — Denn Gott kann weder, noch will er durch die Umgebungen selig machen, indem er vielmehr Sich selbst ohne alle Gestalt uns geben will.

In Summa: Diese Denkart, auf die Form eines Gebets gebracht, würde sich also aussprechen: Herr! es geschehe nur mein Wille, und dies zwar in der ganzen, eben deswegen seligen Ewigkeit; und dafür sollst du auch den deinigen haben in dieser kurzen und mühseligen Zeitlichkeit; — und dies ist offenbar Unmoralität, törichter Aberglaube, Irreligiosität und wahrhafte Lästerung des heiligen und beseligenden Willens Gottes.

Dagegen ist der Ausdruck der steten Gesinnung des wahrhaft Moralischen und Religiösen das Gebet: Herr, es geschehe nur dein Wille, so geschieht eben dadurch der meinige; denn ich habe gar keinen anderen Willen als den, daß dein Wille geschehe. Dieser göttliche Wille geschieht nun notwendig immerfort; zunächst in dem inwendigen Leben dieses ihm ergebenen Menschen, sodann in allem, was ihm äußerlich begegnet. Alle diese Befugnisse sind ja nichts anderes als die notwendige und unveränderliche äußere Erscheinung des in

seinem Innern sich vollziehenden göttlichen Werks; und er kann nicht wollen, daß irgend etwas in diesen Begegnissen anders sei, als es ist, ohne zu wollen, daß das Innere, was nur also erscheinen kann, anders sei; und ohne dadurch seinen Willen von Gottes Willen abzusondern und ihm entgegenzusetzen. Er kann in diesen Dingen gar nicht weiter eine Auswahl sich vorbehalten, sondern er muß alles gerade so nehmen, wie es kommt; denn alles, was da kommt, ist der Wille Gottes mit ihm, und drum das allerbeste, was da kommen konnte. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen; schlechthin und unmittelbar.

Auch an denjenigen, in denen Gottes Wille innerlich nicht geschieht, weil gar kein Innerliches da ist, sondern sie überhaupt nur Außendinge sind, geschiehet dennoch äußerlich, wohin allein er zu langen vermag, der zuvörderst ungnädige und strafende, im Grunde aber dennoch höchst gnädige und liebevolle Wille Gottes; indem es ihnen schlimm gehet und immer schlimmer, und sie in dem vergeblichen Haschen nach einem Gute, das immer vor ihnen schwebt und immer vor ihnen flieht, sich abmatten und sich verächtlich und lächerlich machen, bis sie dadurch getrieben werden, das Glück da zu suchen, wo es allein zu finden ist. Denen, die Gott nicht lieben, müssen alle Dinge unmittelbar zur Pein und zur Qual dienen, solange bis sie unmittelbar, durch diese Qual selbst, ihnen zum Heile gereichen.

2. Die Offenbarung Gottes im Menschen und in der übrigen Welt.

... Mag es doch immer Gott selber sein, der hinter allen diesen Gestalten lebet; wir sehen nicht ihn, sondern immer nur seine Hülle; wir sehen ihn als Stein, Kraut, Tier, sehen ihn, wenn wir höher uns schwingen, als Naturgesetz, als Sittengesetz, und alles dieses ist doch immer nicht Er. Immer verhüllet die Form uns das Wesen; immer verdeckt unser Sehen selbst uns den Gegenstand und unser Auge selbst steht unserm Auge im Wege. — Ich sage dir, der du so klagest: Erhebe dich nur in den Standpunkt der Religion und alle Hüllen schwinden; die Welt vergehet dir mit ihrem toten Prinzip und die Gottheit selbst tritt wieder in dich ein; in ihrer ersten und ursprünglichen Form, als Leben, als dein

eignes Leben, das du leben sollst und leben wirst. Nur noch die Eine, unaustilgbare Form der Reflexion bleibt, die Unendlichkeit dieses göttlichen Lebens in Dir, welches in Gott freilich nur Eins ist; aber diese Form drückt dich nicht; denn du begehrt sie und liebst sie; sie irret dich nicht; denn du vermagst sie zu erklären. In dem, was der heilige Mensch tut, lebet und liebet, erscheint Gott nicht mehr im Schatten oder bedeckt von einer Hülle, sondern in seinem eignen, unmittelbaren und kräftigen Leben; und die aus dem leeren Schattenbegriffe von Gott unbeantwortliche Frage: Was ist Gott, wird hier so beantwortet: er ist dasjenige, was der ihm Ergebene, und von ihm Begeisterte tut. Willst du Gott schauen, wie er in sich selber ist, von Angesicht zu Angesicht? Suche ihn nicht jenseit der Wolken; du kannst ihn allenthalben finden, wo du bist. Schau an das Leben seiner Ergebenen, und du schaust Ihn an; ergib dich selber ihm, und du findest ihn in deiner Brust. . . .

Gottes inneres und absolutes Wesen tritt heraus als Schönheit; es tritt heraus als vollendete Herrschaft des Menschen über die ganze Natur; es tritt heraus als der vollkommene Staat und Staatenverhältnis; es tritt heraus als Wissenschaft: kurz: es tritt heraus in demjenigen, was ich die Ideen im strengen und eigentlichen Sinne nenne, und worüber ich mannigfaltige Nachweisung gegeben habe. Um hier an der niedrigsten Form der Idee, über welche man noch am allerersten deutlich zu werden hoffen darf, an der Schönheit, meinen Grundgedanken zu erläutern: — Da reden sie wohl von Verschönerung der umgebenden Welt oder von Naturschönheiten u. dergl. als ob — wenn es nämlich die Absicht gewesen wäre, daß man diese Worte streng nehme, — als ob das Schöne jemals an dem Vergänglichen und Irdischen sich vorfinden oder auf dasselbe übertragen werden könnte. Aber die Urquelle der Schönheit ist allein in Gott und sie tritt heraus in dem Gemüte der von ihm Begeisterten. . . .

3. Der religiöse Mensch und seine Mitmenschen.

Da bejammern sie nun, daß des Elendes in der Welt so viel ist und gehen mit an sich lobenswertem Eifer daran, desselben etwas weniger zu machen! Ach! das dem Blicke zunächst sich entdeckende Elend ist leider nicht das wahre Elend;

da die Sachen einmal stehen wie sie stehen, ist das Elend noch das allerbeste von allem, das in der Welt ist, und da es trotz allem Elende doch nicht besser wird in der Welt, möchte man fast glauben, daß des Elendes noch nicht genug in ihr sei: daß das Bild Gottes, die Menschheit, besudelt ist und erniedriget und in den Staub getreten, das ist das wahre Elend in der Welt, welches die Religiösen mit heiliger Indignation erfüllt. — Du linderst vielleicht, soweit deine Hand reicht, Menschenleiden mit Aufopferung deiner eigenen liebsten Genüsse. Aber begegnet dir dies etwa nur darum, weil dir die Natur ein so zartes, und mit der übrigen Menschheit so harmonisch gestimmtes Nervensystem gab, daß jeder erblickte Schmerz schmerzlicher in diesen Nerven wiedertönt, so mag man dieser deiner zarten Organisation Dank bringen; in der Geisterwelt geschieht deiner Tat keine Erwähnung. Hättest du die gleiche Tat getan — mit heiligem Unwillen, daß der Sohn der Ewigkeit, in welchem sicher auch ein Göttliches wohnt, durch solche Nichtigkeiten geplagt werden und von der Gesellschaft so verlassen daliegen solle, — mit dem Wunsche, daß ihm einmal eine frohe Stunde zuteil werde, in der er fröhlich und dankbar aufblicke zum Himmel, — mit dem Zwecke, daß in deiner Hand ihm die rettende Hand der Gottheit erscheine und daß er inne werde, der Arm Gottes sei noch nicht verkürzt, und er habe noch allenthalben Werkzeuge und Diener genug, und daß in ihm Glaube, Liebe und Hoffnung aufgehen möchten; wäre daher der eigentliche Gegenstand, dem du aufhelfen wolltest, nicht sein Äußeres, das immer ohne Wert bleibt, sondern sein Inneres; so wäre die gleiche Tat mit moralisch-religiösem Sinne getan.

Sehend auf das, was die Menschen sein könnten, ist herrschender Affekt des religiösen Menschen eine heilige Indignation über ihr unwürdiges und ehrloses Dasein: sehend darauf, daß sie im tiefsten Grunde doch alle ihr Göttliches tragen, nur daß es in ihnen nicht bis zur Erscheinung hindurch dringt; betrachtend, daß sie durch alles, was man ihnen verargt, doch sich selbst den allergrößten Schmerz zufügen, und daß dasjenige, was man geneigt ist, ihre Bosheit zu nennen, doch nur der Ausbruch ihres eigenen tiefen Elendes ist; bedenkend, daß sie nur ihre Hand ausstrecken dürften nach dem immerfort sie umgebenden Guten, um im Augenblicke würdig und

selig zu sein: überfällt ihn die innigste Wehmut und der tiefste Jammer. Seinen eigentlichen Haß erregt lediglich der Fanatismus der Verkehrtheit, welcher sich nicht damit begnügt, selbst in seiner eigenen Person nichtswürdig zu sein, sondern, soweit er zu reichen vermag, alles ebenso nichtswürdig zu machen strebt als er selbst ist, und den jeder Anblick eines Besseren außer ihm innig empört und zum Hasse aufreizt. . .

So der von Gott Begeisterte will, daß ihm und allen seinen Brüdern von allen Seiten und in allen Richtungen ewig fort nur Gott entgegenstrahle, wie er ist in ihm selber; so will umgekehrt der von sich selbst Begeisterte, daß ihm und allen seinen Mitmenschen von allen Seiten und in allen Richtungen, ewig fort nur das Bild seiner eigenen Nichtswürdigkeit entgegenstrahle. Er überschreitet durch dieses Heraustreten aus seiner Individualität die natürliche und menschliche Grenze des Egoismus und macht sich zum allgemeinen Ideale und Gotte; welches alles eben also der Teufel auch tut.

4. Die Liebe zu Gott als Quelle des Glaubens.

So wird ihm die Liebe eine ewig fortrinnende Quelle von Glauben und Hoffnung; nicht an Gott oder auf Gott: denn Gott hat er allgegenwärtig in sich lebend und er braucht nicht erst an ihn zu glauben, und Gott gibt sich ihm ewig fort ganz, so wie er ist, und er hat darum nichts von ihm zu hoffen; sondern von Glauben an Menschen und Hoffnung auf Menschen. Dieser unerschütterliche Glaube nun und diese nie ermüdende Hoffnung ist es, durch welche er sich über alle die Indignation oder den Jammer, mit denen die Betrachtung der Wirklichkeit ihn erfüllen mag, hinwegsetzen kann, sobald er will, und den sichersten Frieden und die unzerstörbarste Ruhe einladen kann in seine Brust, sobald er ihrer begehrt. Blicke er hinaus über die Gegenwart in die Zukunft! — und er hat ja für diesen Blick die ganze Unendlichkeit vor sich und kann Jahrtausende über Jahrtausende, die ihm nichts kosten, daran setzen, so viele er will.

Endlich — und wo ist denn das Ende? — endlich muß doch alles einlaufen in den sichern Hafen der ewigen Ruhe und Seligkeit; endlich einmal muß doch heraustreten das göttliche Reich, und seine Gewalt und seine Kraft und seine Herrlichkeit.

Allerdings ist es wahr, daß durch die Zurückziehung unseres Gemüths von dem Sichtbaren die Gegenstände unserer bisherigen Liebe uns verbleichen und allmählich schwinden, so lange, bis wir sie in dem Äther der neuen Welt, die uns aufgeht, verschönert wieder erhalten; und daß unser ganzes altes Leben abstirbt, so lange, bis wir es als eine leichte Zugabe des neuen Lebens, das in uns beginnen wird, wieder bekommen. Doch ist dies das der Endlichkeit nie abzunehmende Schicksal; nur durch den Tod hindurch dringt sie zum Leben. Das Sterbliche muß sterben, und nichts befreit es von der Gewalt seines Wesens; es stirbt in dem Scheinleben immerfort; wo das wahre Leben beginnt, stirbt es in dem Einen Tode für immer, und für alle die Tode in die Unendlichkeit hinaus, die im Scheinleben seiner erwarten.

Indes diese verschiedenen Berufe insgesamt durch die mannigfaltigen Gegenstände, über welchen sie ihr Denken hin- und herbewegen müssen, zerstreut und zersplittert werden, geht der Philosoph, in einsamer Stille und in ungestörter Sammlung des Gemüthes, allein nach dem Guten, Wahren und Schönen; und ihm wird zum Tagewerke, wohin jene nur zur Ruhe und Erquickung einkehren können. Dieses günstige Los fiel unter andern auch mir.

5. Das Verhältniß der Fichteschen Philosophie zum Christentum.

Nicht, als ob unsere Lehre an sich neu wäre und paradox. Unter den Griechen ist Plato auf diesem Wege. Der Johanneische Christus sagt ganz dasselbe was wir lehren und beweisen; und sagt es sogar in derselben Bezeichnung, deren wir uns hier bedienen; und selbst in diesen Jahrzehnten, unter unserer Nation, haben es unsere beiden größten Dichter in den mannigfaltigsten Wendungen und Einkleidungen gesagt. Aber der Johanneische Christus ist überschrieben durch seine weniger geistreichen Anhänger: Dichter aber vollends wollen, meint man, gar nichts sagen, sondern nur schöne Worte und Klänge hervorbringen.

Daß nun diese uralte und auch später, von Zeitalter zu Zeitalter, erneuerte Lehre diesem Zeitalter so ganz neu und

unerhört erscheint, kommt daher: . . . Wir, die wir den Tod aus dem Leben ableiten und den Körper aus dem Geiste, nicht aber umgekehrt wie die Modernen, — wir sind die eigentlichen Nachfolger der Alten, nur daß wir klar einsehen, was für sie dunkel blieb; die vorher erwähnte Philosophie aber ist eigentlich gar kein Fortschritt in der Zeit, sondern nur ein possenhaftes Zwischenspiel als ein kleiner Anhang zur völligen Barbarei.

Daß ich insbesondre den Evangelisten Johannes allein als Lehrer des echten Christentums gelten lasse, dafür habe ich ausführlicher den Grund angegeben, daß der Apostel Paulus und seine Partei, als die Urheber des entgegengesetzten christlichen Systems, halbe Juden geblieben und den Grundirrtum des Juden- sowohl als Heidentums, ruhig stehen gelassen. . . .

Nur das Metaphysische, keineswegs aber das Historische macht selig; das letztere macht nur verständig. Ist nur jemand wirklich mit Gott vereinigt und in ihn eingekehrt, so ist es ganz gleichgültig, auf welchem Wege er dazu gekommen; und es wäre eine sehr unnütze und verkehrte Beschäftigung, anstatt in der Sache zu leben, nur immer das Andenken des Weges sich zu wiederholen. Falls Jesus in die Welt zurückkehren könnte, so ist es zu erwarten, daß er vollkommen zufrieden sein würde, wenn er nur wirklich das Christentum in den Gemütern der Menschen herrschend fände, ob man nun sein Verdienst dabei preiset oder es überginge, und dies ist in der That das Allergeringste, was von so einem Manne, der schon damals, als er lebte, nicht seine Ehre suchte, sondern die Ehre des, der ihn gesandt hatte, sich erwarten ließe.

Jesus war weit entfernt davon, sich als unerreichbares Ideal hinzustellen, wozu erst die Dürftigkeit der Folgezeit ihn gemacht hat; auch nahmen ihn seine Apostel nicht so: unter andern auch nicht Paulus, der da sagt: Ich lebe gar nicht mehr, sondern in mir lebt Jesus Christus. Sondern Jesus wollte durch seine Anhänger ganz und ungeteilt in seinem Charakter wiederholt werden, so wie er selber war. . . .

Jesus ist bei Johannes zwar ein Lamm Gottes, das der Welt Sünde wegträgt, keinesweges aber ein solches, das sie mit seinem Blute einem erzürnten Gotte abbüßt. . . .

Aus Paul de Lagardes (1827–1891) deutschen Schriften. *)
Deutscher Glaube.

... Zu Gott gelangt man nicht durch die Furcht, 1. Wie man zu nicht durch das Gefühl der Abhängigkeit, nicht durch den Ver- Gott gelangt. stand, nicht durch Fürwahrhalten oder Glauben, sondern nur durch das Bestreben besser zu werden, weil nur dieses auf das Gute hinaus will, das mit Gott eines und dasselbe ist. . . .

Es gibt nur einen Gottesdienst auf Erden, 2. Der einzige den, den Kindern Gottes zu dienen: den ungeborenen, den Gottesdienst. nicht erwachten, den unfertigen, den franken, den verlorenen: auf Erden. denen, auf deren Stirnen die Klarheit des Himmels leuchtet, und in deren Herzen Gottes Blut fühlbar warm rollt, wie den scheuen, schwer lebenden, in denen das Licht nur selten aufblinkt: den in Vergnügen und Selbstsucht versunkenen, sogar den am schwersten von allem zu ertragenden, den Tugendhaften, den Weisen, den Korrekten.

Alles Leben auf Erden ist darum Gottesdienst, weil alles was existiert, durch Gott existiert, Gott also die einzige endgültige Kraft des Daseienden ist: und aller Gottesdienst auf Erden ist Dienst der Kinder Gottes, welche man liebt, weil man dem Vater zeigen will, wie sehr man ihn lieben möchte, wenn er sich offenbaren wollte, welche man liebt, weil in ihren Augen seine Augen blicken, glänzen, lieben.

Täusche ich mich nicht, so sind die Formen, unter denen 3. Die einzige Religion früher aufgetreten ist, verbraucht, und ist jetzt nur mögliche neue eine neue möglich, die, Gott im Menschen Form der zu erkennen und zu lieben, aber nur freilich nicht Religion. in dem natürlichen, sondern in dem wiedergeborenen Menschen.

Wie ein Vogel nachts, wann durch seine Träume die 4. Der Beweis Strahlen des neuen Tages leuchten, im Schlafe wenige kla- für die Ewig- gendfrohe Töne dem warmen Glanze entgegensingt, um da- keit der Seele. nach, den Kopf unter den Flügeln, weiter zu schlafen, so ahnt der Mensch im Erdenleben dann und wann der Ewigkeit Freuden, und das unbewußt dem Herzen entflohene Entzücken spricht lauter für diese, als das lange Schweigen, aus dem es

*) Vgl. Paul de Lagarde, Deutsches Wesen, Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Siehe, Gott und Welt.

sich emporringt, gegen jenes. Aber der eigentliche Beweis für die Ewigkeit der Seele liegt nicht in Ahnungen, sondern in dem Plane, welcher im Leben jedes die Richtung auf das Gute einschlagenden Menschen sichtbar wird. Diesen Plan erkennen, ihm nachsinnen und seiner Verwirklichung sich hingeben, das heißt fromm sein und verbürgt ewiges Leben. Schlechthin alles, auch die Kirche und das Sakrament, ist nur Mittel, diesen Plan Gottes mit den einzelnen Seelen ausführen zu helfen, seine Erkenntnis zu ermöglichen und zu erleichtern: wer es anders ansieht, wer der Kirche, der Wissenschaft, der Kunst, dem Staate Selbstzweck zuschreibt, weiß schlecht Bescheid. Was mit den vom Leben erzogenen Seelen werden soll, ist Gottes Geheimnis: nach dem Tode ist auch noch ein Leben, und die Ewigkeit dauert lange.

5. Unsere
national-religiöse
Aufgabe.

Unsre Aufgabe ist nicht, eine nationale Religion zu schaffen — Religionen werden nie geschaffen, sondern stets offenbart —, wohl aber, alles zu tun, was geeignet scheint, einer nationalen Religion den Weg zu bereiten, und die Nation für die Aufnahme dieser Religion empfänglich zu machen, die — wesentlich unprotestantisch — nicht eine ausgebefferte alte sein kann, wenn Deutschland ein neues Land sein soll, die — wesentlich unkatholisch — nur für Deutschland da sein kann, wenn sie die Seele Deutschlands zu sein bestimmt ist, die — wesentlich nicht liberal — nicht sich nach dem Zeitgeiste, sondern den Zeitgeist nach sich bilden wird, wenn sie ist, was zu sein sie die Aufgabe hat, Heimatlust in der Fremde, Gewähr ewigen Lebens in der Zeit, unzerstörbare Gemeinschaft der Kinder Gottes mitten im Hass und der Eitelkeit, ein Leben auf du und du mit dem allmächtigen Schöpfer und Erlöser, Königsherrlichkeit und Herrschermacht gegenüber allem, was nicht göttlichen Geschlechtes ist.

Nicht human sollen wir sein, sondern Kinder Gottes: nicht liberal, sondern frei: nicht konservativ, sondern deutsch: nicht gläubig, sondern fromm: nicht Christen, sondern evangelisch: das Göttliche in jedem von uns leibhaftig lebend, und wir alle vereint zu einem sich ergänzenden Kreise: keiner wie der andere, und keiner nicht wie der andere: täglich wachsend in neidloser Liebe, weil auf dem Wege aufwärts zu Gott wohl einer dem anderen immer näher kommt, aber nie der einen den Weg eines anderen schneidet. Das walte Gott.

Erneuerung des Idealismus in der Gegenwart. Rudolf Eucken.

Gewaltige Erfolge hatte das deutsche Volk in den letzten Jahrzehnten auf allen Gebieten der äußeren Kulturarbeit aufzuweisen. Daß wir aber an Innenkultur, an Tiefe und Kraft des Geisteslebens hinter früheren Perioden unserer Geschichte, besonders der klassischen Zeit und Romantik, der Zeit eines Kant, Fichte, Hegel, eines Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Schleiermacher, W. v. Humboldt, Beethoven weit zurückgeblieben sind, wer kann daran zweifeln?

Keineswegs fehlte es uns auch auf diesem Gebiet der Lebens- und Weltweisheit gänzlich an bedeutenden Männern. Aber viele von ihnen blieben in wissenschaftlicher Spezialarbeit stecken. Wenige nur gewannen stärkeren Einfluß auf dem Gebiet der Welt- und Lebensanschauung. Und auch diese wenigen übten keineswegs alle eine günstige Wirkung aus. Ihr Erfolg und Recht bestand in der Bekämpfung von Einseitigkeiten, so eines wirklichkeitsfremden „Idealismus“, einer oberflächlichen Aufklärung, eines einseitigen Optimismus oder Pessimismus. Aber Aufbauendes, Kraft Verleihendes boten sie kaum. Das gilt vor allem für den Materialismus und die Sophistik der Neuzeit. Zwar haben beide vor dem Kriege unermesslichen Einfluß auf viele ausgeübt; aber wenn nicht schon früher, so sind sie im Weltkriege zusammengebrochen.

Lange schon vor dem Weltkriege hatten Einsichtige verkündigt: Eine schlimme Katastrophe steht nicht nur uns, nein der Welt bevor, wenn wir nicht gewissermaßen noch in zwölfter Stunde zur Überwindung der morschen Scheinkultur durch eine Erneuerung des Geisteslebens, durch starken Idealismus gelangen.

Kaum einer hat das eindringlicher, klarer erkannt und verkündigt als Rudolf Eucken. Jahrzehntelang hat dieser echte Sohn Ostfrieslands in Jena in aller Stille gewirkt, stets sich und seiner Sache, seinem philosophischen Beruf im Sinne eines Platon treu. Dann wurde auf seine Stimme von gar manchem Empfänglichen weit über Deutschlands Grenzen gehorcht.

Ein Vierteljahrhundert fast ist dahin, seitdem ich zu seinen Füßen in Jena saß. Doch deutlich sehe ich die aufrechte, feste Mannesgestalt mit dem wallenden blonden Haupthaar und dem klaren, blauen Auge vor mir. Deutlich höre ich die klangvollen, markigen, begeisterten Worte des unvergeßlichen Lehrers. Zu ihm hin hatte es mich von Halle getrieben; von der Theologie zur Philosophie. Aber gerade bei ihm gelangten wir zum Heiligtume aller Religion. In ihm hatten wir einen Propheten, einen tapferen, rückhaltlosen Vorkämpfer für die religiös-sittliche Welt, für Geisteserneuerung vor uns. Seitdem ich als Schüler Platons Apologie und Phaidon gelesen hatte, hatte ich mich nach solchen gesehnt, die Philosophie nicht bloß lehrten und schrieben, sondern wie zu den besten Zeiten der Griechen, denen eines Pythagoras, Sokrates, Platon, Zeno, Philosophie lebten. Wenn ich ihn mitten im strengen Winter leicht gekleidet wie im heißen Sommer zum Kolleg schreiten sah — ohne Überzieher, ohne Handschuhe —; wenn ich im Kreise seiner Familie weilte, wenn ich mich mit ihm aussprach über alles, was mir am Herzen lag, dann fand ich meine innigsten Wünsche erfüllt und Halt in den schwersten Jahren meines Lebens, als ich um Lebensinhalt und Leben selbst rang.

Traurig für unser Volk, daß die Warnung und Mahnung dieses getreuen Eckart nicht von viel, viel mehr Deutschen verstanden und beherzigt wurde. Sonst stände es wahrlich besser um uns. Aber der Jugend vor allem liegt es ob, diesen Vorkämpfer des Neidealismus, diesen ersten, starken Erneuerer seit Fichte und Lagarde zu hören.

Was er uns zu sagen hat? Nicht darum kann es sich hier handeln, den Inhalt seines philosophischen Systems kurz wiederzugeben. In das muß jeder Jünger selbst einzudringen suchen. Aus wenigen Sätzen des Meisters möchte ich zeigen, wie er den Zustand der nationalen und Menschheitsentwicklung beurteilte. Die schweren Schäden blieben ihm so wenig verborgen wie einem Fichte und Pestalozzi. Nie hat er sich gescheut, sie offen zu nennen. Nie aber hat er sich mit bloß verneinendem Urteil begnügt. Nie sich mit kleinen äußeren Mitteln beholfen. Nicht wohlfeiler Ausgleich, kein Sowohl als auch, sondern nur ein Entweder—Oder, nur grundsätzliche Entscheidung zwischen Gott und Welt, Außen- und Innen-

welt kann zur echten Freiheit und Wahrheit, zum Kern der Dinge führen. Kaum einem Denker ist es so gut wie Eucken gelungen, das Wesen des deutschen Geistes und der Menschheitsentwicklung von ferner Vergangenheit bis zur Gegenwart zu kennzeichnen. Euckens Prophezeiungen der nahenden Katastrophe sind eingetroffen. Möchte sich auch seine Hoffnung auf die deutsche Jugend erfüllen!

Aus Rudolf Euckens Werken.

I. Zur Beurteilung der Lage aus dem Jahre 1913.

Mit Recht sagt ein deutsches Wort, daß der Mensch mehr ist als seine Arbeit. Die Arbeit hat in aller Größe die Schranke, daß sie die Tätigkeit allein auf den Gegenstand richtet und bei dem Gegenstand festhält, sie kehrt nicht zur Seele zurück und kümmert sich nicht um ihren Stand; sie hat auch darin eine Schranke, daß sie bei steigender Kultur sich immer weiter verzweigt und daher einen immer geringeren Teil der seelischen Kräfte in Tätigkeit setzt. So ist der Fortschritt der Arbeit noch nicht ein Gewinn für das Ganze der Seele, vielmehr kann dieses bei allem Fortschritt verarmen. Eine solche Verarmung aber läßt sich für die Dauer unmöglich ertragen, die unterdrückte Innerlichkeit bricht schließlich aus aller Hemmung hervor und fordert zwingend ihr Recht. Sie kann es aber nur finden durch die Entwicklung einer selbständigen Innenwelt, zu der es sowohl geistigen Schaffens als moralischer Kraft bedarf. An dieser Stelle aber liegt heute der Punkt unserer Schwäche. Wir können nicht leugnen, daß wir hier die vor hundert Jahren erreichte Höhe nicht wahrten, und daß wir auf all den Gebieten, die hier in Frage kommen, wohl in eifrigem Mühen und Suchen, nicht aber in sicherem Schaffen und Vordringen begriffen sind. Zugleich müssen wir anerkennen, daß, während früher eine gemeinsame geistige Atmosphäre die Individuen bei aller Mannigfaltigkeit umfing und zusammenhielt, jetzt die Bestrebungen weit auseinandergehen bis zu völligem Gegensatz. So bei allem Zusammenhalt der Arbeit eine Zerstreuung und Zersplitterung in all den Gebieten, die den ganzen und inneren Menschen betreffen.

Zu solcher Unsicherheit des geistigen Schaffens auf den

Die Gefährdung der Innerlichkeit.
Aus: Eucken, Zur Sammlung der Geister. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig, 1913.

Der Mangel an verschiedenen Hauptgebieten gesellt sich ein Mangel an moralischer Kraft und Tiefe. In jener früheren Zeit erzeugte die schwere Not einen großen Ernst, sie erweckte eine gewaltige Kraft und trieb die einzelnen zu freudiger Hingebung und zu schwersten Opfern für die Gesamtheit

Die Verneinung aller Macht, die dem Menschen überlegen und zugleich seinem Innern gegenwärtig ist, nimmt der Pflichtidee alle Schärfe und alle aufrüttelnde Kraft; dabei ist kein Platz für Ehrfurcht, von der doch Goethe sagt, daß sie erst den Menschen vollauf zum Menschen mache; aus der Weichheit kann leicht eine Schlaffheit werden. Vor allem aber ist diese soziale Ethik bei aller Vortrefflichkeit der einzelnen Leistungen als Ganzes bei weitem nicht den gewaltigen moralischen Gefahren der Gegenwart gewachsen. Eine solche Gefahr liegt zunächst in der Fülle der Genüsse und der Lockerung aller festen Verhältnisse, welche alle hochentwickelte Kultur zu bringen pflegt. Immer mehr Lockungen und Reize, immer weniger Widerstände und Hemmungen, immer mehr Aufwuchern eines raffinierten Epikureismus, der einen gewissen Geschmack entwickelt und sich mit dem Schein der Freiheit umkleidet, der aber mit der Laxheit seiner Denkart und seiner Verherrlichung aller Schwäche unverkennbar die innere Kraft untergräbt und am Mark des Volkes zehrt. Und es erscheint bei uns viel zu wenig Energie in der Zurückweisung solcher Denkart, wir nehmen leicht wie ein unabwendbares Schicksal hin, wogegen wir uns auflehnen könnten und auflehnen müßten; wir sind schwächlich auch im Wollen des Rechts. Auch die Gestaltung der modernen Arbeit wirkt insofern wenig günstig, als sie alle Hemmungen aufhebt, welche die größere Geschlossenheit und die persönlichere Art früherer Zeiten der Willkür und den niederen Trieben des Individuums entgegensezten; wie sehr ist in dieser Hinsicht die Macht der Familie, der persönlichen Arbeitsgemeinschaft, der zusammengehörigen Gemeinde gesunken! Zugleich erfahren wir eine gewaltige Verschärfung des Kampfes ums Dasein und mit ihr ein Wachstum von Selbstsucht und Machtbegier. . . .

Die Erschütterung der altenschwierigen Lage. Eine hohe Blüte der Arbeitskultur und Ideale in der Welt. So befinden wir uns heute in einer verwickelten und eine starke Unfertigkeit der Innenkultur treffen bei uns zusammen, jene Arbeitskultur beherrscht unser Wirken, aber

dies Wirken befriedigt uns nicht, wir verlangen mehr Innenkultur. Aber wir finden für sie kein deutliches Ziel und keine sichere Bahn; so faßt sich das Leben uns nicht zu einer Einheit zusammen, wir vermögen ihm nicht einen beherrschenden Mittelpunkt zu geben, wir erlangen kein inneres Gleichgewicht und keinen widerspruchsfreien Lebenstypus.

Es ist begreiflich, daß solche Mängel besonders den fremden Völkern ins Auge fallen; so hören wir heute viel Tadel gegen die Deutschen, viel Klage über die Unausgeglichenheit ihrer Art und ihres Benehmens. Aber jede eingehende Betrachtung und jede gerechte Würdigung hat anzuerkennen, daß die Hauptschuld der Unsicherheit und der Verwicklung nicht bei den Deutschen liegt, sondern bei der weltgeschichtlichen Lage der gesamten modernen Menschheit. Große Wandlungen haben sich in unserem Leben vollzogen, sie haben die alten Ideale erschüttert und vielfach unzulänglich gemacht, sie trieben neue hervor, die zeitweilig die ganze Kraft und Überzeugung der Menschheit gewannen. . . .

So sind wir nicht bloß als Deutsche, sondern als moderne Menschen darüber ins Schwanken geraten, ob der Hauptstandort unseres Lebens in der sichtbaren oder in einer unsichtbaren Welt zu suchen sei; bald zieht es uns mehr nach der einen, bald mehr nach der anderen Seite. . . .

Gewiß bietet der kirchliche Bestand der Religion Anlaß zu mancher Kritik. Aber das ist ein großer Unterschied, ob diese Kritik aus der Idee und den Zwecken der Religion heraus erfolgt, oder ob ohne irgendwelche eigene Teilnahme und ohne ein tieferes Verständnis der Sache an ihr herumgemäkelt wird. Ebenso wie die Kunst und die Philosophie, so verlangt auch die Religion ein freies Entgegenkommen, sie sei niemandem aufgedrängt. Aber eine Sache, welche Jahrtausende den Besten wertvoll und heilig war, darf einige Ehrerbietung verlangen, und auch einen ernstlichen Versuch, sich in ihre Triebkräfte hineinzuversetzen. Alle Achtung vor einer Verneinung, welche aus eigenen Bewegungen und Kämpfen entspringt, aber gründliche Verachtung einer Verneinung, welche ohne alles Interesse an der Sache ihren Witz im Verwerfen und Zertrümmern übt, welche damit nur den versteckten Ingrimme zum Ausdruck bringt, den der ordinäre Mensch gegen alles überragende hat! Und wie bequem ist

Die Erschütterung der Religion und Kirche.

die Verneinung, und wie vornehm kann man sich dabei dünken! Nur zu recht hat Leibniz mit den Worten: „Den meisten Menschen ist es kein Ernst. Sie haben die Wahrheit nicht gekostet und stecken in einem heimlichen Unglauben.“

II. Urteil über die Lage aus der Zeit nach dem Kriege. Dezember 1918.

Schicksal und Schuld. Wir waren bei uns selbst zersplittert und hatten bei aller Fülle des Geredes keine hohen Ziele. Wir besaßen recht viel Zivilisation und recht wenige Kultur. Dabei hat unsere Zeit sehr großes auf dem technischen Gebiet geleistet und an Wissen wie an Gelehrsamkeit alle übrigen Völker überflügelt; aber unsere Kultur trug den Stempel der bloßen Arbeitskultur, sie vermochte es nicht, zum Ganzen des Menschen vorzudringen und lebensvolle, ausgeprägte Persönlichkeiten hervorzubringen. Dazu trug unser gemeinsames Leben in sich einen schroffen Zwiespalt unserer Überzeugungen: überliefert war uns von früheren Zeiten zunächst eine religiöse, sodann eine rationale Denkweise, diese Denkweisen wurden als gesichert und zur vollen Herrschaft berufen behandelt; in Wahrheit beherrschte uns das sinnliche Dasein mit all den Ausschmückungen, die ein raffinierter Kulturstand ihm bot. . . . Die Frucht solcher Lage war das Umsichgreifen einer leeren und hohlen Denkweise, war das Aufwuchern von Menschen ohne Wesensgehalt und ohne Seele, die dabei durch ihre formale Gewandtheit sich anderen weit überlegen dünkten. Diese Denkweise hat namentlich durch Berlin eine gefährliche Verbreitung über das deutsche Leben gewonnen; mangels einer vollen Ursprünglichkeit und eines Schaffens aus tieferen Schichten wird das Leben hier überwiegend auf den freischwebenden Verstand mit seiner bloßen Reflexion, Kritik und Verneinung gestellt, zugleich aber eines wahrhaft fruchtbaren und erhöhenden Gehalts beraubt; eine solche Denkweise legt sich wie ein vergiftender Mehltau mit ihrer zersetzenden und zermürbenden Nüchternheit auf alles, was frisch und mutig emporstrebt, auf alles, was Wärme und Begeisterung atmet; sie mußte sich tief auch auf das politische und das nationale Leben erstrecken und dabei lähmend und greisenhaft wirken. Diese Denkweise verschuldet zum guten Teil die traurige Lage jenes Lebens

Aus: Eucken, Was bleibt unser Halt? Leipzig, Quelle & Meyer, 1918.

bei uns. Das alles müssen wir uns gegenwärtig halten, wenn wir den Mangel von geistiger Kraft im deutschen Leben voll- auf würdigen und die Gegenwart verstehen wollen.

Dem Mangel an geistiger Kraft entspricht aber ein Mangel an moralischer Haltung. Unsere Gegner hätten uns bei aller äußeren Überlegenheit schwerlich überwunden, hätte sich nicht ein großer Teil der Volksgenossen gleichgültig für die große Sache, matt, schlaff und lustlos gezeigt, das aber noch mehr in der Heimat als in dem Heere; dadurch wurde unsere innere Front schwer erschüttert. Jene Ermüdung war ja begreiflich oder doch entschuldbar nach der langen Zeit harter Anstrengungen und schwerer Entbehrungen, aber es bleibt doch im höchsten Maße traurig, ja kläglich, daß ein Volk, das so lange und so überlegen sich den höchsten Aufgaben gewachsen erwies, in der Entscheidungstunde teilweise nicht die nötige Ausdauer, Selbstzucht, Treue, sittliche Kraft gezeigt und dadurch die weltgeschichtliche Stellung unseres ganzen Volkes in unabsehbarer Weise geschädigt hat. Wir möchten nicht härteste Ausdrücke dafür verwenden, aber wir müssen offen sagen, daß die Hauptschuld an solchem unseligen Versagen die Verweichlichung trägt, welche große Kreise unseres Volkes ergriffen hat, das Hasten am sinnlichen Dasein mit seinen meist recht bedenklichen Lüsten, die überhandnehmende Vergnügnungs- und Genußsucht, die Laxheit, ja Lüsterheit, namentlich in geschlechtlichen Dingen; die Wurzel alles Übels aber war der Mangel eines festen Wollens und einer inneren Standhaftigkeit. Sklaven der Lüste taugen nicht zu Helden, sie gehören zu einer niedrigeren Stufe. Gleich bei Beginn des Weltkrieges bestand viel Sorge darüber, ob unser Geschlecht die nötige physische und moralische Kraft besitzen werde. Die staunenswerten Leistungen der folgenden Jahre haben zunächst alle Besorgnisse beschwichtigt und die Hoffnung begründet, daß es glücklich bis zu Ende gehen werde; aber schließlich hat das Übel doch weiter und weiter um sich gegriffen und am Mark unseres Volkes gezehrt. Wenn wir daher nicht siegreich bestanden, so haben wir selbst das verschuldet, wir selbst haben uns um die Früchte der gewaltigen Anstrengungen betrogen; dann aber sollten wir nicht das Schicksal sondern uns selbst anklagen. Wenn wir aber von einer Schuld des ganzen Volkes sprechen, so wollen wir

keinen Augenblick vergessen, daß das Übel schon lange vor dem Kriege zum Unheil bei uns gewirkt und unsere Lebenssäfte verdorben hat. Der moralische Stand war in weiten Kreisen morsch und faul, im besonderen auch bei solchen, welche sich als „höhere Stände“ fühlten; sie sollten mit strenger Pflichterfüllung vorangegangen sein, in Wahrheit ergaben sie sich zum großen Teil in die üppigkeit und die Leichtlebigkeit einer leeren Genußkultur mit ihrer Versumpfung. Daß zugleich eben diejenigen, welche sich in der gesellschaftlichen Stufenleiter besonders hoch dünkten, gewöhnlich nur wenig Interesse für die geistigen Aufgaben und überhaupt für ernste Lebensfragen besaßen, das sei nur nebenbei bemerkt. Mancher einfache Landlehrer und Arbeiter übertrifft hier viele von denen, die sich auf der Höhe des Lebens wähnen. . . .

Mangel an
Mut.

Der Unwahrhaftigkeit gesellt sich weiter bei uns ein fläglicher Mangel an Mut und Selbstvertrauen; namentlich bewegte und aufgeregte Zeiten lassen es deutlich ersehen, daß ein besonderes Gebrechen des Menschen die Menschenfurcht, ja sagen wir geradezu die Feigheit ist. Diese Feigheit umkleidet sich unablässig mit neuen Namen und Formen, sie ist selbst zu feige, um ihre Feigheit offen zu bekennen. . . .

Gesamturteil.

Nach dem allen können wir nur gering über das gegenwärtige Geschlecht denken. Es hat nicht Saft und Kraft, es möchte die schweren Aufgaben des Lebens mit schönen Reden und Worten bestreiten, es ist weder kalt noch warm, sondern lau, es ist bei aller Gescheutheit trotz aller Eindrücke und Anregungen innerlich leer, matt und flach, mit einem Worte greisenhaft, es kennt keine echte Liebe und keinen echten Zorn; seine Haupt Sorge ist, eine Rolle in der Kulturkomödie zu spielen. Solchem Geschlecht müssen Glaube und Hoffnung als eitle Trugbilder gelten.

Hoffnung auf
die Jugend.

Was wir bei solcher Lage an Hoffnung und Aussicht besitzen, das setzen wir an erster Stelle auf das kommende Geschlecht, auf unsere Jugend. Sie hat vollauf den Ernst und die Not der Zeit erfahren, sie ist durch das Heiligtum des Schmerzes gegangen, sie ist dadurch geläutert, gekräftigt, umgewandelt; wir dürfen hoffen und vertrauen, daß mit ihrer Hilfe sich uns eine neue Woge des Lebens erhebt, und daß die überlegene Macht dort ein geistiges Wunder vollzieht. . . .

III. Das Entweder-Oder der heutigen Lage.

Ein Entweder-Oder ist nicht zu verkennen, wir treiben einer Katastrophe zu, wenn dem unvermeidlichen geistigen Sinken nicht energisch widerstanden wird. Schon jetzt empfinden wir schmerzlich den Mangel an schaffenden Persönlichkeiten und an starken Charakteren, schon jetzt stockt bei uns das geistige Schaffen und sinkt die sittliche Energie; soll das so weitergehen, sollen wir immer mehr einen inneren Halt verlieren und unser Leben mehr und mehr der Leere verfallen lassen? Soll die gewaltige Arbeit der Jahrtausende darin auslaufen, daß nur unsere Selbstsucht immer mehr Waffen gewinnt, unser Vorstellen beweglicher, unsere Sinnlichkeit raffinierter wird? Soll die geistige Evolution der Menschheit das Hauptergebnis haben, daß der Mensch darin sich selbst zerstört und sich alles Wertes beraubt, indem er sich nur als ein etwas begabteres Tier versteht? . . .

Aus Euden: Zur
Sammlung der
Geister, Leipzig,
1918.

Es gilt heute eine Entscheidung darüber, nicht was der Mensch etwa glaubt oder leistet, sondern darüber, was er im Grunde seines Wesens ist. Ist er ein gleichgültiges Stück eines seelenlosen Naturmechanismus, ein bloßer Punkt neben Punkten, oder vermag er ein Mitarbeiter und Träger einer neuen Welt zu werden? Geht das Leben nur als etwas Halbfremdes an ihm vor, oder wird es durch Tat und Entscheidung sein eigenes Leben? Entwickelt sein Leben bloß Beziehungen nach außen hin, und kann es so verstanden weder eine Einheit bei sich selbst, noch ein inneres Verhältnis zu den Dingen finden, oder faßt es sich in eine Einheit zusammen, bildet einen eigenen Daseinskreis, ja wird es mehr und mehr zum Ganzen einer Wirklichkeit?

Unverkennbar werden wir hier vor ein Entweder-Oder gestellt, das unser ganzes Leben durchdringt und alles Streben verschieden, ja entgegengesetzt gestaltet. Fällt die Entscheidung gegen die Anerkennung einer selbständigen Innerlichkeit, so kann nur eine verworrene Denkart geistige Größen und Güter noch irgendwie gelten lassen; denn was in seinem Grunde fiel, kann nicht in seinen Folgen weiterwirken. Fällt sie aber zugunsten jener Innerlichkeit, so muß die von der Gegenwart geförderte bewußtere Heraushebung sowohl den Anblick der Wirklichkeit vertiefen als die Kraft des Lebens verstärken.

Was uns not
tut. Wir bedürfen einer Versehung in ursprüngliches Leben und Schaffen und dafür eines neuen Idealismus, eines Neuidealismus. . . .

Der Kampf um
unsere Seele. Heute befinden wir uns in einem geistigen Kriegszustand, und wie im Kriege sich niemand der Mitwirkung entziehen darf, so sollte es auch in geistigen Kämpfen die eigene Überzeugung fordern. Auch hier kämpfen wir nicht um fremde Dinge, sondern um uns selbst und um unser Leben, denn die Entscheidung über jene Probleme entscheidet auch über dieses.

Notwendigkeit
eines Zusam-
menschlusses. Es liegt nicht nur für den Kampf, sondern auch für die eigene Klärung und Stärkung viel daran, daß der Neuidealismus seine Freunde sammle, daß an allen Orten die Gesinnungsgenossen zusammentreten und in vereinter Arbeit für die gemeinsame Sache wirken. Nur so kann zur nötigen Klarheit gelangen, daß zwischen denen, welche starr am Alten halten und es allen Wandlungen der Zeiten entziehen möchten, und denen, welche sich jenen Wandlungen rückhaltlos ergeben und dadurch allen Ewigkeitsgehalt und alle Tiefe des Lebens zu verlieren drohen, daß es zwischen diesen beiden noch zahlreiche andere gibt, welche getreu der deutschen Art feste Begründung in ewiger Wahrheit und eifriges Wirken in der Zeit miteinander verbinden möchten, welche Tiefe und Freiheit miteinander festhalten und darauf bedacht sind, daß die Tiefe nicht zur Enge und Starrheit, die Freiheit nicht zur Verflachung und Verflüchtigung alles Lebensinhalts werde. . .

Wir müssen vieles an Gleichgültigkeit und an Trägheit bei uns überwinden und das Leben aus geistiger Stagnation mehr in Bewegung versetzen; es sollte deutlich vor unserem Bewußtsein stehen, daß nicht um dieses oder jenes, sondern um das Ganze des Lebens gekämpft wird, und es sei mehr herausgearbeitet, daß damit ein unversöhnliches Entweder-Oder an uns kommt, so daß nicht über, sondern unter allen Parteien steht, wer eine Entscheidung darüber ablehnt. . . .

IV. Weg der Erneuerung.

Die Rettung
des Menschen-
der Kampf um
die Seele. Der Mensch verliert seine Seele nicht dadurch, daß er sie zeitweilig vergißt. . . .

Denn auf die Dauer kann der Mensch nichts schwerer ertragen als Leere und Sinnlosigkeit im Ganzen seines Lebens, und auf nichts kann er schwerer verzichten als auf seine eigne Seele. . . .

Vgl. Eucken: Zur
Sammlung der
Geister. Leipzig,
1913.

Immer kleiner erscheint uns in seinen Bewegungen der Mensch, immer von seinen geistigen Wurzeln abgelöste Mensch, immer schmerzlicher empfinden wir die innere Leere, die völlige Sinnlosigkeit einer bloßen Daseinskultur, die, auf sich selbst gestellt, unvermeidlich zu einer bloßen Kulturkomödie wird, immer stürmischer wird das Verlangen nach einer Rettung der Seele gegen alles, was auf sie eindringt, sie einengt und unterdrückt, immer zwingender bedürfen wir gegenüber dem Aufgehen in die Niederungen des Tageslebens erhöhender und veredelnder Mächte. Es gibt aber keine Möglichkeit einer solchen Rettung und Erhöhung ohne die Anerkennung und Belebung einer selbständigen Geisteswelt. Nun ist die Religion das einzige Lebensgebiet, das diese voll und rein zur Gestalt bringt; sie kann das aber nur, indem sie einen entsprechenden geistigen Lebenskreis, eine eigentümliche geistige Atmosphäre schafft; das wiederum bedarf der Bildung einer besonderen Lebensgemeinschaft, auch gegenüber dem Staate, der bei allem Geistesgehalt unvermeidlich mehr in die zeitlichen und menschlichen Angelegenheiten hineingezogen wird, und der sich ohne eine Gefährdung der Freiheit jener innersten Aufgabe nicht direkt annehmen darf. Alle Mängel und Schäden der heutigen Kirchen sollten uns nicht übersehen lassen, daß es ohne religiöse Gemeinschaft keine kraftvolle Religion und ohne diese für uns kein selbständiges Geistesleben gibt. Je deutlicher die ungeheuren Verwicklungen des menschlichen Daseins vor Augen stehen, desto weniger kann uns eine bloße Gefühlsreligion mit ihrer Vagheit genügen.

Der Sinn und Wert des Lebens.
(Aus dem gleichnamigen Buch)
Leipzig 1907.

Entweder ist der Mensch ein bloßes Naturwesen, ein an natürliche Triebe gebundenes Wesen, oder es erscheint in ihm der Keim eines neuen Lebens und eröffnet ihm eine neue Welt; entweder ist der Hauptzug seines Strebens die bloße Selbsterhaltung, das schrankenlose Sichselbstbehaupten im natürlichen Zusammensein, der wilde Kampf gegen alle Mitbewerber, oder es entsteht hier ein Reich der Gerechtigkeit und der Freiheit, der Wahrheit und der Liebe. Steht es aber so — und im letzten Grunde muß das jeder bejahen —, so waltet in uns eine geistige Ordnung, so beginnt bei uns eine neue Stufe des Lebens mit neuen Kräften, Aufgaben, Gütern, so entsteht bei uns gegenüber der bloßen

Was bleibt unser Halt?
(Aus dem gleichnamigen Buch)
Leipzig 1918.

Sinnlichkeit, die Bildung einer inneren Welt, so erwächst uns aus schaffender Tat eine uns selbst erhöhende Wirklichkeit. Damit erst wird die Kultur aus einer bloßen Ordnung des äußeren Zusammenlebens zu wahrhafter Geisteskultur, nun erst läßt sich von einer weltumfassenden und zugleich auf sich selbst gestellten Persönlichkeit, sowie von einer inneren Zusammengehörigkeit der Menschen reden, nun erst gewinnt unser Leben einen Sinn und Wert, nun erst gewinnen die Gedanken der Unendlichkeit und der Ewigkeit bei uns eine Lebenskraft und werden sie uns zu fruchtbaren Antrieben. . .

Unberührt von allem Zweifel bleibt die Tatsache der Eröffnung einer neuen Lebensstufe aus der Kraft einer höheren Welt samt dem Glauben an das Walten eines geistigen, übersinnlichen Lebens bei uns. Das allein gibt unserm Leben einen festen Halt und schützt es vor völliger Sinnlosigkeit. Mögen wir uns unablässig in einem harten Kampf zwischen einer niederen und einer höheren Art befinden, zwischen dem Kleinmenschlichen und einem Großmenschlichen, zwischen dem, was uns bei unserer naturgegebenen Enge festhält, und dem, was uns zum Göttlichen und Unendlichen emporhebt: der Kampf selbst bekundet mit allen seinen Sorgen und Schmerzen, daß Bedeutendes bei uns vorgeht, und daß wir nicht vergeblich leben. Würde uns aber jener feste Halt entzogen, so wäre all unser Streben ein bloßes Irren, so wäre die ganze Menschheit ein unbegreiflicher Fehlgriff der Natur; damit aber würde auch alles Streben zur Erhöhung des menschlichen Zusammenseins seine tieferen Wurzeln verlieren, es könnte dann nur die Oberfläche des Lebens berühren, es könnte nie aus dem Menschen etwas wesentlich Höheres, Edleres, Geistigeres machen. So hängt alles an diesem überlegenen Halt, es hängt daran unser Glaube, unsere Liebe, unser Schaffen. . . .